

zehn Jahre später. Die bis heute wohl prominenteste Studentin war Anfang der 20er Jahre Nelly Reiling, die später als Anna Seghers zu den bekanntesten SchriftstellerInnen Deutschlands avancierte.

Kurz nach dem 2. Weltkrieg gab es auf europäischer Ebene das erste Treffen „junger Sinologen“ (Junior Sinologues) in Cambridge. Man wollte und musste neu anfangen, allerdings ohne deutsche Beteiligung. Dem folgte vor 35 Jahren die Gründung der European Association of Chinese Studies. Man hatte sich u.a. die Verbesserung der wissenschaftlichen Beziehungen der beiden Lager des Kalten Krieges sowie deren Aufnahme zu Wissenschaftlern aus der VR China zur Aufgabe gemacht. Nach anfänglichen Schwierigkeiten konnte man auf beiden Gebieten gute Erfolge verzeichnen. Nunmehr tagt die reorganisierte EACS alle zwei Jahre mit steigenden TeilnehmerInnen-Zahlen. Recht lebendig zu lesen sind auch die Eindrücke des ersten Alumni-Treffens (ehemaliger DAAD-StipendiatInnen) 2007, dem zwei Jahre später ein Buch mit einem passenden Titel folgte: „Abenteuer China“.

Ein eigenes Kapitel ist der Entwicklung der Sinologie in der ehemaligen DDR gewidmet. Wie die politischen Strömungen auch die Entwicklung der wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit China beeinflussten, zeigt auch die angeführte Liste der Diplom- und Doktorarbeiten. Dabei auf, dass Staatsexamens- und Diplomarbeiten – weil weniger zeitintensiv – direkter diese Wandlungen und daraus folgenden politischen Prioritäten widerspiegeln.

Interessant ist auch der Hinweis, dass die Ausrichtung der westlichen Sinologie auf China in den letzten Jahren ein ausgleichendes östliches Gegengewicht erhalten hat: Heute gibt es mehr chinesische Publikationen über die westliche Sinologie als in den meisten westlichen Sprachen.

So knapp die Zusammenfassungen sind, die hundertjährige, wechselvolle Geschichte der Sinologie wird dem interessierten Publikum überblicksartig zugänglich gemacht. Und

dennoch, so erfreulich es auch ist, dass es über die Hamburger und Heidelberger Sinologie nun mehrere Studien gibt, umso bedauerlicher ist es, dass die Berliner Chinaforschung an den drei Universitäten (FU, HU, TU) bisher kaum detailliert untersucht wurde.

Anna Gerstlacher

### **Xin Qiji: Kiefern im Schnee. Gedichte (Übers. von Monika Gänßbauer)**

Bochum/Freiburg: Projekt Verlag, 2011.  
118 S., EUR 12,50

Dieser zweisprachige Band beinhaltet 39 Liedgedichte (*ci*) des songzeitlichen Dichters und Beamten Xin Qiji (1140–1207). Auf der linken Buchseite befindet sich jeweils das chinesische Original, rechts die deutsche Übersetzung von Monika Gänßbauer (Universität Erlangen-Nürnberg). Sechs von Wang Weifan eigens angefertigte Kalligraphien lockern äußerst ansprechend die Abfolge der Gedichte auf. Die Bibliographie ist knapp, doch ausreichend für einen Überblick und mit sinnvollen Anmerkungen versehen. Im ersten Teil des Buches werden noch nicht datierbare Liedgedichte vorgestellt, im zweiten folgt eine chronologische Auswahl. Dies geht zwar nicht aus dem Inhaltsverzeichnis hervor, wohl aber aus der kurzen Einführung von Monika Gänßbauer. Darin begründet sie ihr Anliegen und ihre Textauswahl: Nur sehr wenige von Xins Werken seien bisher ins Deutsche übersetzt worden. Die Autorin legt den Fokus ganz bewusst nicht auf ihn als heroischen Patrioten und Helden, sondern rückt vielmehr seine Naturverbundenheit, seine Beobachtungen des Landlebens und seine Weinseligkeit in den Vordergrund – in immerhin 13 der 39 Liedgedichte spielen Wein und Berauschtsein eine Rolle. Oft betrachtet Xin sich selbst und das Leben im Allgemeinen voller subtiler Selbstironie, wobei sowohl konfuzianische wie auch daoistische Traditionen ihren Niederschlag finden.

Die Einführung kommt insgesamt zu knapp und unstrukturiert daher. Es wird teilweise Wissen vorausgesetzt, das ein Sinologe durchaus mitbringt, einen fachfremden Leser jedoch überfordert. Zu unübersichtlich reißt die Autorin einige wichtige Themen leider allzu knapp an. Sie geht zwar verhältnismäßig ausführlich auf die Person Xin Qiji, seinen Werdegang und seine Stellung innerhalb der chinesischen Dichtung ein. Doch die kurzen Erläuterungen der Form und Entwicklung des *ci*, seine Abgrenzung zur Gedichtform des *shi*, des Vorgehens beim Übersetzen und der Rolle von Lyrik allgemein in China greifen zu kurz.

Vor allem einige übersetzungstheoretische Anmerkungen wären wünschenswert gewesen. Monika Gänßbauer erwähnt zwar, dass es sich um Prosaübersetzungen handelt. Weshalb sie in Prosa übersetzt und was das für eine Wirkung nach sich zieht, erläutert sie jedoch nicht. Erich Fried bemerkte 1989, Übersetzen sei eine „unendliche Aufgabe“. Sie stimmt dieser Aussage zu und verweist auf Werke von Annette Kopetzki und Klaus Reichert. Dieser ist der Meinung, jeder Text fordere eine eigene Methode. Es wäre schön gewesen, wenn die Autorin näher erläutert hätte, welcher Methode sie sich bei der Übersetzung von Xins Liedgedichten bedient hat. Die wenigen Stellen, an denen Reime vorkommen, hebt die Autorin mit Anmerkungen hervor (beispielsweise bei „Zur Melodie Pu Sa Man“, S. 67, Fn. 104). Ob der Reim intendiert oder dem Zufall geschuldet ist, bleibt dahingestellt. Auch die Vermischung von Transkriptionen und Substitutionen innerhalb der Übersetzungen verwirrt und scheint nicht immer gerechtfertigt. Weswegen übersetzt die Autorin beispielsweise „See der Gänse“ (*ehu*), während „Siwang-Pavillon“ (*siwang lou*) transkribiert wird (S. 29)? Später werden die „Eingeweide“ (*chang*) durch „Herz“ substituiert, was durchaus legitim und gerechtfertigt ist. Trotzdem würde der Leser sich über eine Erklärung freuen.

Umberto Eco bezeichnete die Verwendung von Fußnoten bei Übersetzungen als „Niederlage“ des Übersetzers und als „totalen Verlust“ (Eco: „Quasi dasselbe mit anderen Worten. Über das Übersetzen“, München/Wien: Hanser, 2003, S. 111). Natürlich ist es auch eine Geschmacksfrage, ob und wo erläuternde Anmerkungen – die insbesondere bei lyrischen Texten oft vonnöten sind – positioniert werden. Bei Lyrikübersetzungen gibt es vieles anzumerken, vor allem, wenn das Original in klassischem Chinesisch verfasst ist. Viele Erläuterungen der Autorin stellen auch für den sinologisch versierten Leser durchaus eine Horizonterweiterung dar. Bezüge zu anderen Werken, Dichtern oder der chinesischen Geschichte werden hergestellt, die sich sonst nicht auf den ersten Blick erschließen würden. Trotzdem wäre es passender und ästhetischer gewesen, die Anmerkungen gebündelt als Anhang den Gedichten hinten zu stellen und sie nicht auf dieselbe Seite wie die Übersetzung selbst zu setzen. Die bis zu zwölf Fußnoten und damit auch Fußnotenzeichen im Fließtext (so der Fall bei „Zur Melodie He Xin Lang“) irritieren beim Lesen und machen es fast unmöglich, Xins Texte gebührend auf sich wirken zu lassen. Leider verweist die Autorin an vielen Stellen auch auf Allgemeinplätze, wenn sie beispielsweise erklärt, dass das „Konzept der Wandlung [...] in der chinesischen Tradition seit frühester Zeit eine Rolle“ spiele (S. 43, Fn. 65). Es drängt sich der Eindruck auf, dass sie nicht entscheiden konnte oder wollte, an welches Publikum sich dieses Bändchen richtet. Für sinologisch bewanderte Leser sind Erläuterungen zu chinesischen Längenmaßen oder zur Symbolik bestimmter Tiere und Pflanzen unnötig und störend. Ein Leser ohne Vorwissen wird wiederum zu unvermittelt mit chinesischen Termini wie etwa dem „zivilen Prinzip“ und dem „militärischen Prinzip“ konfrontiert.

Die Auswahl der Erläuterungen ist unübersichtlich: Vermeintlich simple Ausdrücke wie „Ostwind“, „Pflaumenblüte“ oder Längenmaße werden teilweise sogar zwei- bis dreimal erläutert, während seltenere Begriffe



wie „Hirtentäschelkraut“ und „Lotoskapseln“ unkommentiert stehen. Die Autorin merkt an einer Stelle an, *xue* könnte auch mit „Regen“ übersetzt werden (S. 53, F. 76). Sie verliert jedoch kein Wort darüber, aus welchen Gründen sie selbst „Schnee“ übersetzt hat. In einem solchen Falle hätte auf die Fußnote besser verzichtet werden sollen. Natürlich stellt sich immer die Frage, wie ein Ausdruck zu übersetzen ist. „Welchen Ton sollen wir einem Text zuweisen, der vor tausend Jahren geschrieben wurde, in einer Sprache, die wir nicht verstehen, von eine[m Mann], de[ssen] Lebensumstände für uns wahrscheinlich nicht vorstellbar sind?“ schrieb der argentinische Schriftsteller und Übersetzer Alberto Manguel (Manguel: „Tagebuch eines Lesers“, Frankfurt a. M.: Fischer, 2007, S. 186). Doch es brauchen nicht alle Bedeutungsvarianten aufgezählt zu werden, zumal dies beim klassischen Chinesisch oft ein Fass ohne Boden wäre. Auch die Vermischung von erläuternden Anmerkungen mit bereits interpretierenden Ansätzen (u.a. S. 41, Fn. 60) ist unglücklich. Es erschließt sich dem Leser nicht, warum einige Stellen über eine Erklärung hinausgehend inhaltlich interpretiert werden und andere nicht.

Gegen Ende des einführenden Vorworts zitiert die Autorin ein sehr passendes Zitat von Michael Ondaatje, der „über die Notwendigkeit der Poesie und ihrer Wiederholung“ und damit auch über die Notwendigkeit der Übersetzung schreibt. In diesem Sinne erlaubt der Band insgesamt einen Blick auf die weniger bekannte Seite von Xin Qiji und versammelt eine gelungene Auswahl seiner Liedgedichte. Trotz der vorgenannten Schwächen stellt er unbedingt eine Bereicherung für Liebhaber chinesischer Literatur dar, die gerne zweisprachige Ausgaben lesen und die über einige formale Ungereimtheiten sowie mehr als 110 Fußnoten innerhalb der Übersetzungen hinwegsehen können.

Katharina Markgraf

**Françoise Hauser (Hg.):  
Reise nach Hongkong.  
Kulturkompass fürs Handgepäck**

Zürich: Unionsverlag, 2010. 204 S.,  
EUR 10,90

Zu reden ist von einem Lesebuch mit achtzehn Beiträgen von ebenso vielen Autoren, wobei – mit Ausnahme des zweieinhalbseitigen Nachworts der Herausgeberin – kein Text für diesen Band neu verfasst wurde; bei einigen liegt gar eine Drittverwertung vor. Dabei hätte man sich zu jedem Beitrag Aufklärung gewünscht über die Zeit seines Entstehens; die im Anhang genannten Copyrightjahre geben dazu keine verlässliche Auskunft; die Erscheinungsjahre fremdsprachiger Originalausgaben sind gar nicht genannt. Hinter diesem Versäumnis steht das Fehlen einer nachvollziehbaren Konzeption, wovon sogleich die Rede sein wird.

Kompendien aus bereits Publiziertem können sinnvoll sein, z.B. wenn sie uns die Gegenwart aus in Vergessenheit geratenen historischen Blickwinkeln beleuchten und dadurch wiederum historische Horizonte freilegen, aus denen die Gegenwart erwuchs. Im schlechten Fall allerdings erlebt der Leser ein Recycling von Altbekanntem, eine Resteverwertung, zusammengeworfen zu einem nicht munden wollenden Eintopf. Da die Herausgeberin die Entstehungszeiten der Texte verschweigt oder zumindest versteckt, ging es ihr hier offenbar nicht in erster Linie darum, historische Schichten zu dokumentieren; auch spricht der Untertitel „Kulturkompass fürs Handgepäck“ dafür, dass ein unmittelbarer Gegenwartsbezug intendiert ist, der dem Leser gemäß der Kompassmetapher helfen soll, sich im Hongkong von heute geistig-kulturell zurechtzufinden. Man soll den Band ja mit auf Reisen nehmen, und dort erst soll er, als Handgepäck, laut dem Willen des Verlags seinen wahren Zweck erfüllen.

Was wird geboten? Zwei Texte sind Lebenserinnerungen von Hongkongerinnen, sechs sind Reportagen aus den letzten zehn Jahren, zweieinhalb können als historische Repor-